

wirks

Das Mutmach-Magazin
www.wirks.at, Sommer 2011

«Fluss»

- Flussmenschen – über den Fluss und das Fließen
- Ich fließe, also bin ich – was Heraklits berühmter Spruch bedeutet
- Vom Fluss der Ideen – Eine Nachlese zur Ideenkonferenz Sustainovation
- Neue Arbeits-Rhythmen – von Arbeit, die Spaß macht
- Die Ameisen retten die Welt
- Sommer ist die Zeit der Reife



Inhalt

Flussmenschen	4
Ich fließe, also bin ich	8
Vom Fluss der Ideen	9
Neue Arbeits-Rhythmen	11
Die Ameisen retten die Welt	16
Die Mutmach-Seite: Mein ist auch deins	18
Gaia: Sommer, Zeit der Reife	19



Bibic springt. Er hat sich mit dem Fluss angefreundet. Mehr über den Fluss und das Fließen auf Seite 4

Impressum

wirks _ Das Mutmach-Magazin

Koisser Kommunikations GmbH
1190 Wien, Döblinger Hauptstraße 17/4/12
www.wirks.at, www.koisser.at, wirks@wirks.at

Redaktion: Georg Bauernfeind, Harald Koisser,
Veronika Victoria Lamprecht
Mitarbeiter dieser Ausgabe:
Dr. Christoph Quarch, Charlotte Babits (Lektorat)

wirks erscheint 4 x p.a. im Wechsel der Jahreszeiten.
Wir bieten Service und Orientierung für Menschen im Wandel und fühlen uns positiver Berichterstattung verpflichtet.

Druck: gugler cross media, Melk, www.gugler.at

Alles im Fluss

von Harald Koisser



Foto: Ringhofer

Ein Jahreszyklus ist zu Ende, *wirks* feiert Geburtstag und darf sich auf ein Weiterfließen freuen. Ab Herbst erscheint das Magazin als gedruckte Version in einer Auflage von 5.000 Stück. Wer hätte das gedacht?! Man braucht nicht immer denken, die Dinge kommen auch von alleine, wenn man sie lässt. Also lasse ich auch gleich wieder die schlaflosen Nächte bleiben, die mir die Frage bereitet, wie ich denn den Druck von 5.000 Stück finanzieren werde. Es wird sich weisen. Stattdessen sollten wir lieber Champagner fließen lassen.

Wir Flussmenschen haben ja das Mitfließen mit dem Strom des Lebens fast schon verlernt. Zu sehr sind wir im Planen und Regulieren unseres Flussbettes, wollen den Fluss gar anhalten so wie der Herr Ingenieur Newlowsky, der ein monströses Kompendium über die Donau geschrieben hat. „Danu“, seltsamer Strom ohne klarem Anfang und Ende. Soviel steht fest: Die Donau versorgt das Schwarze Meer jährlich mit 200 Millionen Kubikmeter Wasser. Welch machtvolles Ende! Lesen Sie über den Fluss der Flüsse, Flussmenschen und das Fließen.

Dem Fluss der Ideen hat sich Georg Bauernfeind gewidmet, Veronika Lamprecht wiederum dem Fluss der Arbeit. Sie ist auf der Suche nach einer Arbeit, die Spaß machen darf und Erfüllung bringt. Wahrlich keine Selbstverständlichkeit! Klaus Kobjoll, Gründer von Deutschlands bestem Seminarhotel, dem Schindlerhof, erinnert sich, wie er vor Jahren noch als Esoteriker verschrien war, weil seine MitarbeiterInnen Spaß an der Arbeit hatten. Spaß! Unerhört! Eine aktuelle Studie belegt aufs Neue, dass Arbeit nur Mühe macht und ausschließlich dem Gelderwerb dienen soll. Mehr können sich die ÖsterreicherInnen kaum vorstellen. Aber da gibt es zum Glück auch Leute wie Frithjof Bergmann und Frigga Haug. Die haben ein paar andere Ideen.

Wenn es um Arbeit geht, denkt man gern an die emsige Ameise. Georg Bauernfeind hat das Kunstprojekt HumAnt besucht, das Kooperationen zwischen Mensch und Ameise anstrebt, etwa indem man Ameisen in Holzriegeln ansiedelt und sie für die Wärmedämmung von Gebäuden nützen kann.

Besonders freut mich, dass *wirks* nun mit „Wir“ kooperiert. „Wir – Menschen im Wandel“ ist ein deutsches Magazin, das der Philosoph Christoph Quarch herausgibt. Uns eint unser Anliegen: Menschen Mut machen, Zuversicht geben, neue Denkmodelle, feine Menschen und nachhaltig agierende Unternehmen vorstellen! <http://www.wir-menschen-im-wandel.de>

Ach ja, der Mut! Ira Mollay hat mich zu einer Mutmacher-Kolumne inspiriert, die ich nun monatlich in der Zeitschrift „die Wirtschaft“ schreibe. Danke Ira, dir und deiner wunderbaren Mutmacherei ([mutmacherei.net](http://www.mutmacherei.net)). Danke auch dem Chefredakteur von „die Wirtschaft“, Stefan Böck, der die Idee in Sekundenschnelle gekauft hat.

Alles fließt, wie man sieht! Was bedeutet der berühmte Spruch des Heraklit eigentlich? Christoph Quarch bringt es in seinem philosophischen Gastbeitrag auf den Punkt: Ich fließe, also bin ich.

Ich wünsche viel Spaß dabei.

Flussmenschen

Die Donau, Fluss vieler Eltern, ohne Anfang und Ende.
Harald Koisser über den Fluss der Flüsse, Flussmenschen und das Fließen.



Das Wasser steigt an, flutet den Auwald, tritt in alle Ritzen der Häuser, die sich zu nahe an das Ufer des mächtigen Stroms gewagt haben. Die Tiere, die nicht fliegen können, fliehen in trockene Regionen. Das Wasser leckt am Hochwasserschutzdamm. 44 Kilometer ist er am linken Donauufer lang, 22,5 am rechten. Am Damm oben stehen Menschen. Menschen von der anderen Seite, der trockenen. Jener Seite, die vom Damm geschützt wird. Der Damm schützt uns, sagen die Leute.

„Der Damm trennt die Menschen von der Donau“, sagt Sabine Bergauer. Sie betreibt mit ihrem Lebensgefährten Martin Zöberl eine Schiffmühle in Orth an der Donau. Sie arbeiten am Fluss und mit dem Fluss.

Eine Mauer schließt immer etwas ein und etwas aus. So schützt der Damm die Menschen, doch er trennt sie wohl auch vom Fluss. Sie sehen ihn nicht mehr, spüren ihn nicht mehr, müssen sich um seine Launen nicht mehr kümmern. Sie besuchen ihn auch nicht

mehr. Sabine Bergauer erzählt, dass sie erst kürzlich in einer Schulklasse in Orth an der Donau (der Name sagt schon, dass der Ort nahe am Fluss liegt) gefragt hat, wer denn in diesem Jahr in den Donauauen oder am Fluss war. Von 25 Kindern haben zwei aufgezeigt.

Aber wie sollen denn die Leute in den Donauauen ihren Fluss schätzen, wenn selbst die Hauptstadt ein eigenartiges Verhältnis dazu hat? Wien liegt ja bekanntlich am Donaukanal, nicht an der Donau. Der Hauptarm des Flusses, um den sich Wien gruppiert hat, ist durch die schon im 16. Jahrhundert begonnenen Regulierungen weiter nach Osten gerutscht, sodass die Donau fast unbemerkt an Wien vorbeifließt. „Wien schätzt die Donau nicht“, meint der Schriftsteller Péter Esterházy, „bemerkt sie gerade nur, bittet zum Vorzeigen den Kanal herein und plätschert an der Alten Donau.“

„Der Damm schützt mich vor den Menschen“, scherzt der Betreiber einer Gastwirtschaft im Überflutungsgebiet der Donauauen. Zig Male ist die

Donau durch seine Gaststube geflossen, hat sie oft bis zum Anschlag geflutet. Wenn die Donaukarpfen nicht gebacken, sondern leibhaftig durch die Stube schwimmen, ist eine Auszeit, eine besondere Au-Zeit. „Wenn das Wasser wieder absinkt, ist alles unglaublich still“, erzählt Martin Zöberl. Man kann kaum mit der Zille fahren, nicht durch das Wasser waten. Man muss warten. Niemand von außen kommt zu den Überschwemmten und Überfluteten. Wie denn auch?

Eine Katastrophe? Oder einfach: Leben im Fluss

Die Menschen erklimmen den Damm, um Hochwasser zu schauen, Katastrophe zu schauen. Aber wann ist etwas eine Katastrophe? Es gibt Trockenzeiten, Überflutungen, machtvolle 30 Zentimeter dicke Eisschollen, groß wie ein halbes Fußballfeld, die den Fluss im Winter herabgleiten. Und es gibt Paarungszeiten. „Die Brachsen laichen gerade im Barbarakraut ab, die kugeln sich richtig darin. Was für einen Lärm die machen dabei. Ich erfreue mich an den Fischen.“ So erzählt Martin vom

intimen Au-Leben. Vor einigen Tagen gab es auch mächtig Aufruhr in der nahen Graureiherkolonie. Ein Seeadler hat sich herabgestürzt und einem Reiher Beute weggenommen, fast den Reiher selbst geschlagen. Eine Katastrophe? Oder einfach: Leben im Fluss?

Der Mühlenkater Bibic hat Besuch auf der Mühle entdeckt, er ist neugierig und kommt angeschlichen. Er duckt sich und springt vom Ufer auf das Boot, das doch ein bisschen weit entfernt ist. Platsch. Macht nichts. Bibic schwimmt. Er hat sich längst mit dem Fluss angefreundet.

Sabine und Martin dürfen nicht in Katastrophen denken, sonst wäre ihr Leben am Fluss nicht möglich. Sie haben sich eingebildet, eine richtige Schiffmühle auf der Donau zu betreiben. Sie haben sie selbst gebaut, nach alten Originalplänen. Keine dieser Schaumühlen, wo sich die Räder pro forma drehen und einen Höllenlärm machen. Die Mechanik ist feinste Präzisionsarbeit. Das Holzzahnrad ist so konstruiert, dass man es justieren kann, ähnlich wie beim Wuchten eines Autoreifens. Die Schiffsmühle ist echt, mahlt wie vor zweihundert Jahren. Aber erklär das einmal der Bezirkshauptmannschaft! Sabine und Martin wollten ihren Spleen vergesellschaften und haben um Betrieb einer Schiffmühle angesucht. Telefonisch, via Mail, ganz im Stil der Jetztzeit, nur

passte das Objekt ihrer Freude eben nicht in die Jetztzeit. Die AnrufbeantworterInnen der Bezirkshauptmannschaft haben drei Mal einfach aufgelegt, als Sabine fragte, was man denn brauche, um eine Schiffmühle zu betreiben. Das war 1997.

Die Mühle ist abgesoffen – alles bestens

Zehn Jahre später haben 10.000 Menschen die Schiffmühle besucht. Fast schon zu viel für Müllerin und Müller. „Leute aus dem Ort halfen uns bei den Führungen“, erzählt Sabine. Dann im Jahr darauf, 2008, ist die Mühle leck geschlagen und abgesoffen. Die Verankerung am Ufer hat gehalten, die Mühle hat sich geneigt und ein Vollbad genommen. „Es war

eine bittere Zeit“, erzählt Martin Zöberl, „die Donau ist bei der einen Tür hereingeflossen und bei der anderen hinaus.“ Dann ist er in einen Taucheranzug gestiegen und hat sich die Mühle unter Wasser von innen angesehen. „Ich habe durch die Ritzen der Planken geschaut, die Sonne ist hereingekommen, und dort, wo sonst Mehlmotten sitzen, sind Bachflohkrebse gegessen. Es war wunderschön und ich dachte mir: Es ist alles bestens.“

*Die Donau ist wichtig für mich als Seelenausgleich.
Wenn ich ohne Donau sein müsste, würde ich verenden.
Auf der Donau fühle ich mich sehr weiblich, sehr ich selbst.
Als ich nach China aufbrach, verab-*

schiedete ich mich von meinen Freunden. Ich saß am Ufer der Donau und dachte, sie wird rinnen, wenn ich wiederkomme. Ein tröstliches Gefühl. Wenn ich einmal alt bin und im Rollstuhl sitze, möchte ich, dass mich jemand zur Donau hinstellt.

All diese Sätze stammen von „Donaumenschen“. So heißt die Ausstellung, die Sabine Bergauer auf Schloss Orth gestaltet hat. „Nachdem die Mühle gesunken war, habe ich endlich Zeit dafür gehabt“, sagt sie. Auch so kann man eine „Katastrophe“ sehen. Sie zerstört und schafft etwas anderes. Sabine hatte plötzlich Zeit, Menschen zu befragen, die sind wie sie: flussverbunden. Es ist eine gefühlvolle, stille Ausstellung. Die Bilder der Donaumenschen sind an dünnen Schnüren von der Decke abgehängt, sie schwingen im Raum, ein Gefühl wie auf Schiffsplanken. Über Kopfhörer kann man hören, was sie zu sagen haben, wie sie vom Fluss erzählen. Ein langes, am Boden aufgeklebtes Seil stellt die Donau und all ihre Windungen maßstabsgetreu dar. Alle 3.000 Kilometer von der Quelle bis zur Mündung.

Der Fluss – Sinnbild des Lebens

Seit Heraklit kann man sich dem Bild des Flusses als Lebensfluss nicht entziehen. Das Geboren-Werden, das Anwachsen, das permanente Mäan-



Müllerin und Müller an Bord ihrer Schiffmühle

dern, die Ruhe und die Stromschnellen und der Tod, der ja doch nichts weiter ist als ein Ergießen in etwas anderes und Größeres. Die Donau stirbt im Donaudelta. So versorgt sie das Schwarze Meer jährlich mit 200 Milliarden Kubikmeter Wasser. Welch ein machtvolles, schöpferisches Ende! Aber der Fluss als Sinnbild der Identitätsfrage bleibt eine trockene Metapher, wenn wir ihn nicht sehen wollen. Wenn wir, die wir alle Flussmenschen sind, uns selbst nicht sehen wollen.

Der Fluss ist ein alter Tao-Meister, der seine Unterweisungen erteilt

Danuvius war der römische Flussgott, den die Römer in bewährter Art eingemeindet und geschlechtlich umgewandelt haben. Ursprünglich hieß sie Danu und war die keltische Flussgöttin. Aber es braucht nicht unbedingt Metaphysik, denn „Danu“ heißt auf Indogermanisch und Keltisch ganz einfach

„Fluss“. Die Donau ist der Fluss schlechthin und somit wunderbar geeignet dafür, sich mit ihr metaphorisch zu vereinigen. Nehmen wir die Einladung zum Mitfließen an. Schließlich, so merkte der aus Triest stammende Historiker Claudio Magris an, wäre der Fluss ein alter Tao-Meister, der das Ufer entlang seine Unterweisungen über das große Lebensrad und die Zwischenräume in seinen Speichen erteilt. „Unbekümmert [...] fließt die Donau ins Meer, der großen Überzeugung zu.“ (Magris). Sie ist lange und weise, sagemumwoben und vor allem: Sie hat keinen klaren Anfang und kein klares Ende. Das macht die Donau eigenwillig. In Ulm, in Wien, in Budapest oder Braila kann man sich an das Ufer stellen, mit dem Finger auf den Strom zeigen und „Donau“ sagen. Diese Form des ostensiven Erkennens funktioniert weder an der Quelle noch am Donaudelta.

„Hier entspringt die Donau“, steht auf einer Tafel im Fürstenbergpark zu Donaueschingen. „Hier entspringt der Hauptquellfluss der Donau“, steht an der Quelle der Breg, die zusammen mit der Brigach den wichtigsten Donauzufluss bildet. Die Bregquelle ist um exakt 48,5 Kilometer weiter weg vom Schwarzen Meer als jene in Donaueschingen, einen Verweis, den sich Irma und Ludwig Öhrlein, auf deren Grundstück sich die Bregquelle in Furtwangen befindet, nicht nehmen ließen. Die Öhrleins haben unter Aufbietung aller Kräfte geforscht und dokumentiert und „alle erinnern sich an den Tag, da der Bürgermeister von Furtwangen, begleitet von zahlreichen Mitbürgern, in die Donaueschinger Quelle voller Verachtung eine Flasche Bregwasser goss“ (Magris). Man hört in Furtwangen nicht gerne, dass die Breg ein Donauzufluss wäre. Die Breg IST die Donau, da hier die nachweislich mündungsfernste Quelle liegt. Aber was sieht man an der Quelle? Eine Feuchtwiese, ein Bächlein, eine Traufe. Wo kommt das Wasser eigentlich her? Claudio Magris erzählt von einer mürrischen alten Frau, die es wusste. Das Wasser käme aus einem Spülstein, der ständig überlaufe wegen eines uralten Wasserhahns, den niemand richtig zudrehen könnte.

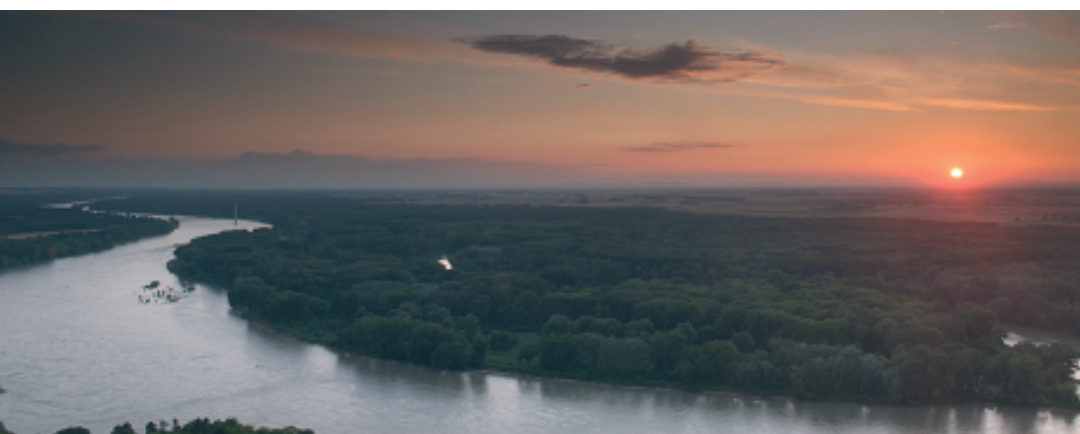
Welch großartiger Gedanke, eine schöne Illustration des Heute, wo man sich die Natur nur noch als Nationalpark, somit als Konservierungskunst

des Menschen, vorstellen kann. Der Mensch macht sich die Natur untertan. Er dreht den Wasserhahn auf und erschafft Flüsse.

Ein Fluss vieler Eltern

„Ein freundlicher Herr, der am Ufer (Anm.: das Donauufer bei Immendingen) entlanggeht, erzählt uns, dass im Sommer das Flussbett an dieser Stelle vollkommen ausgetrocknet sei. In Ulm dagegen, wenige Kilometer flussabwärts, ist der Fluss – den man gleichwohl Donau nennt – breit und schiffbar.“ (Magris). Im heißen Sommer also erübrigt sich der Streit zwischen Donaueschingen und Furtwangen, denn da kommt die Donau aus keinem der beiden Orte. Woher aber? Und: Wer ist die Donau, „jene Donau, die es gibt und wieder nicht gibt, die an mehreren Stellen entspringt und von mehreren Eltern abstammt“ (Magris)?

„Wer ist es, der zwischen Donau und Nicht-Donau unterscheiden könnte?“, brüllte der Ingenieur Neweklowsky im Angesicht seines Todes. Siebzehn Stunden lang. Zumindest behauptet das Péter Esterházy in seinem eigenwilligen Roman „Donauabwärts“. Ernst Neweklowsky war ein Flussmensch durch und durch, einer der akkuraten Sorte. Er hat ein Buch über den Oberlauf der Donau (womit er den Abschnitt zwischen Ulm und Wien meinte) geschrieben, 2.164 Seiten und fünf Kilo schwer. Er hat katalogisiert,



Der alte Tao-Meister am Weg zur Vollendung.
Foto: Franz Kovacs, www.kovacs-images.com

erfasst, gesammelt. Die Geschichte der Donau-Schifffahrt, Strecken und Arten der Wasserfahrzeuge, Teile der Gebrauchsgegenstände, er kartographierte Strudel und Untiefen, Furten, Übergänge, aber auch Sitten und Gebräuche der Schiffer. Zollrechte und Sagen, Donau-Romane und Aberglauben. Wunderlicher Newlekowsky, der versucht hat, seinen Fluss und sein Leben (der Fluss war sein Leben!) total zu erfassen und detailreich zu katalogisieren. „Jede Totalität ist den Göttern Anlass zu Heiterkeit und Gelächter“, wie Kierkegaard anmerkte.

Wir wollen den Fluss festhalten, anhalten

Newlekowsky konnte mit seiner Methode den Strom nicht total erfassen, er schaffte „nur“ den Oberlauf. Die Quelle und die Mündung der Donau entzogen sich seinem Erkenntnisweg ohnehin.

In jedem von uns schlummert ein Festhalte-künstler wie Newlekowsky, etwa wenn wir fotografieren, alles festhalten wollen, alleine tausende Fotos vom letzten Urlaub, vom Geburtstag, von der Firmenfeier. Immer die Kamera wie ein Abstandshalter zwischen uns und der Welt. Wer soll das alles betrachten, wen soll das interessieren? Wir können den Fluss so nicht aufhalten, halten uns bloß fern von ihm. Nehmen wir die Kamera doch einmal nicht mit und entscheiden

wir uns stattdessen für das wirkliche Da-Sein. Einfach mitfließen!

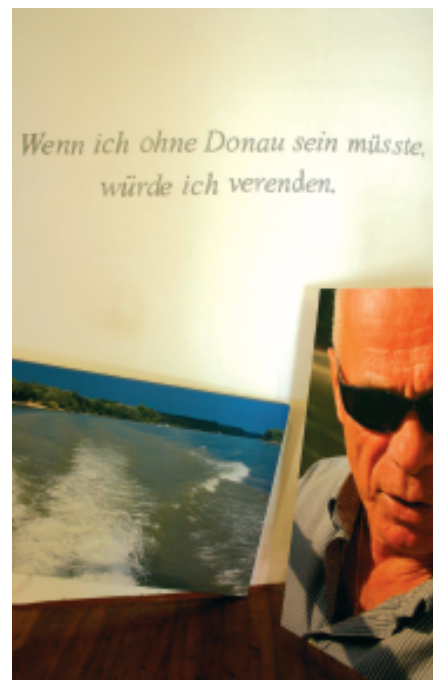
Am Ende – die große Auflösung

Schau, das Delta! „Die Seitenarme des Flusses gehen ihre eigenen Wege, emanzipieren sich von der gebieterischen Einheitlichkeit und Identität, sterben, wenn es ihnen gutdünkt, der eine etwas eher, der andere etwas später, wie das Herz, die Nägel und die Haare, die der Totenschein von dem Versprechen wechselseitiger Treue entbindet. Der Philosoph geriete in Schwierigkeiten, wenn er in diesem Gewirr mit dem Finger die Donau bezeichnen wollte, seine Ostension würde zu einer unbestimmten, vage ökumenischen kreisförmigen Geste, denn die Donau ist überall, und auch ihr Ende existiert in jedem einzelnen der 4300 Quadratkilometer des Deltas“ (Magris).

Der Fluss macht die Leute ruhig

Der Fluss mag rasen, dahinschnellen, strömen – und doch: „Der Fluss macht die Leute ruhig“, erzählt Sabine Bergauer. Auf der Schiffmühle hat es viele Feste gegeben, doch niemals eines mit lauter Musik und Ausschweifungen. Sogar tobende Schulklassen werden stiller und staunender, je länger sie auf der Mühle sind oder auf

der Tschaike über die Donau geführt werden. Das Malmen des Mühlsteins und des Stromes zeigen Wirkung. Auf der Tschaike mitten am mächtigen Strom erwacht die Demut. Wirklich entscheidende Fragen kommen aus den Untiefen: Wie sehr gebe ich mich dem Fließen hin? Wie sehr erlaube ich mir, mit den ruhigen und stürmischen Gezeiten mitzugehen? Wie sehr bin ich reguliert? Wage ich es, über die Ufer zu treten und alles zu überschwemmen? Wäre es eine Katastrophe? Wäre es fruchtbar? Und was passiert, wenn jemand den Wasserhahn in Furtwangen zudreht?



Donaumenschen, Ausstellung auf schlossORTH, geöffnet noch bis 1. November täglich von 9 bis 18 Uhr, ab 1. Oktober von 9 bis 17 Uhr

Zum Nachlesen:

*Péter Esterházy, Donauabwärts (ein wunderlicher Donauroman)
Claudio Magris, Donau (angeblich die Biografie eines Flusses, de facto ein Gelehrtenwerk, das in Geschichte, Geschichten und Literatur abschweift; während Esterházy am Schluss eine Liste der „nicht benutzten Fachliteratur“ anführt, darf man bei Magris sicher sein, dass er wirklich alles gelesen und benutzt hat)*

Zum Besuchen:

<http://www.schiffmuehle.at/>

Ich fließe, also bin ich

Schon der alte Heraklit ernannte den Fluss zur Leitmetapher des Lebens.
Von Christoph Quarch

Panta rhei: Alles fließt. Wenige Philosophen-Sprüche haben es mit solcher Hartnäckigkeit zum geflügelten Wort gebracht wie diese zwei Worte des Heraklit. Und wenige sind so selten verstanden worden wie diese Weisheit jenes Denkers des 6. Jahrhunderts vor Christus, der in Ephesos lebte und schon der Antike als der „Dunkle“ bekannt war. Warum? Weil er es liebte, seine Weisheit in aphoristischen Rätselworten vorzutragen – ganz so wie das Orakel von Delphi, über das er sagte, es rede weder klar und deutlich, noch verberge es, sondern es deute an.

Der Gott ist Tag und Nacht, Sattheit und Hunger

Was also will Heraklit andeuten mit seinem *panta rhei*? Was ist der tiefe Sinn hinter diesem Wort, der seine große geistesgeschichtliche Karriere gerechtfertigt scheinen lässt? Einfach nur, dass auf Erden nix von Dauer ist und sich alles immerzu ändert? Das wäre reichlich trivial und kaum einem Heraklit angemessen – einem, der so tiefe Worte formulieren konnte wie:

„Der Gott ist Tag und Nacht, Winter und Sommer, Krieg und Frieden, Sattheit und Hunger – er wandelt sich wie Feuer, mischt sich dies mit Duftstoffen, so heißt es nach dem jeweiligen Geruch“ (Fr. 67).

Man hätte auch andere tiefsinnige Worte des „Dunklen“ zitieren können, aber dieses hier bietet sich vielleicht deshalb besonders an, weil es zweierlei zeigt: Das Alles, von dem er sagte, es fließe, ist nichts anderes als das, was er anderenorts „Gott“ nennt. Und dieses Alles fließt in der Weise des Wandels. Das heißt: Es schwimmt nicht einfach davon, sondern es ist in der Weise des Fließens, das heißt des kontinuierlichen Sich-Veränderns; wie Proteus, der antike Halbgott, der dauernd seine Erscheinung variierte. Wobei die besondere Pointe des alten Heraklit ist, dass das Alles noch nicht einmal davor zurückschreckt, sich in sein Gegenteil zu verkehren: „Eines und dasselbe sind Lebendes und Totes, Wachendes und Schlafendes, Junges und Altes: denn dies schlägt um in jenes und ist jenes, und jenes wiederum schlägt um in dieses und ist die-

ses.“ (Fr. 88); und dass genau darin die unwiderstehliche Schönheit dieses Universums besteht: „Das Wider-einander-Stehende zusammenstimmend und aus dem Unstimmigen die schönste Harmonie.“ (Fr. 8).

Immer wird Neues, Unerwartetes geboren

Das fließende Alles des Heraklit – es ist wie eine schöne Musik, deren harmonischer Zauber sich aus der Polarität der Gegensätze und Kontrapunkte speist: „Zusammengefasst sind Ganze und Nichtganze, Einträchtiges und Zwieträchtiges, Einstimmendes und Missstimmendes – das heißt: aus allem eines und aus einem alles.“ (Fr. 10). Alles fließt – das heißt: Alles schlägt um, wandelt sich; immer wird Neues, Unerwartetes geboren. Und immer ist es darauf aus, sich zu einem stimmigen Ganzen zu fügen. Das ist die Natur des Lebens und das Leben der Natur. Sein ist Leben – und das, so lehrte der alte Weise, gilt für das Leben im Kleinen wie im Großen: für jede einzelne Seele ganz so wie für den großen Kosmos.

Weshalb das Wort des Heraklit jeden Einzelnen angeht. Denn eigentlich müssten wir dank seiner seit 2.500 Jahren wissen, dass wir nur dann naturgemäß leben – nur dann unserem Leben gemäß leben –, wenn wir uns dem Wandel nicht verschließen. Wenn wir es zulassen, uns zu verändern – und uns verändern zu lassen; umzuschlagen und uns umschlagen zu lassen. Sein heißt Im-Fluss-Sein, so lehrte dieser Älteste der europäischen Kultur. „Ich fließe, also bin ich“, hätte er auch sagen können; oder „Stillstand ist der Tod“, aber das hat ihm derweil Herbert Grönemeyer abgenommen.

Irgendwie jedenfalls wissen wir alle, dass das stimmt. Nur, dass wir es meist vergessen; denn – um ein letztes Mal Heraklit zu zitieren – „die Natur (das Wesen, das eigentliche Leben) liebt es, sich zu verbergen.“

*Christoph Quarch ist Herausgeber des Magazins „Wir-Menschen im Wandel“, dem wir uns herzverbunden fühlen.
www.wir-menschen-im-wandel.de*

Vom Fluss der Ideen

Eine Nachlese zur Ideenkonferenz Sustainovation 2011, die von 3. bis 5. Juni zum zweiten Mal Nachhaltigkeit und Innovation zusammenbrachte. Von Georg Bauernfeind

Der Ausblick entschädigt die Anreise. Denn es braucht seine Zeit, bis sich der Bus der Linie 38A durch die Weinberge den Kahlenberg hinaufarbeitet, bis er über die gepflasterte Höhenstraße den Weg zur Modul Universität findet. Aber dieser Blick von oben, der hat es in sich. Die Donau wirkt wie ein lieblicher Bach, Wien wie ein großer Schrebergarten. Wird Wien grün? Ein Ort, von dem Veränderung und Innovation ausgehen? Wien, diese Weltmetropole des Raunzertums?

Hannes Offenbacher und Nicole Arnitz vom Mehrblick Ideenstudio initiieren zum zweiten Mal die Sustainovation und beweisen ein Gespür für Orte und Räume. Denn sicher ist die Kahlenberger Höhenluft eine ideale Voraussetzung für das, was sich in den nächsten beiden Tagen hier ereignen wird – die Begegnung von Unternehmertum mit Nachhaltigkeit und Innovation. Man nehme: Eine tolle Lokation, drei Räume, über 30 Vortragende und etwa 130 Kreative, Querdenkende und Anderstickende. Menschen, die sich nicht damit begnügen, aus sicherem Abstand den Zustand der Welt zu



Blick vom Kahlenberg – die Donau, ein Bach! Wien, ein Schrebergarten! Die Zukunft, machbar! Fotos: Ing. Markus Schieder

bedauern, sondern miteinander an Ideen spinnen. „Es sollen gar nicht alle kommen“, sagt Hannes Offenbacher. „Ich will, dass diejenigen kommen, die anpacken.“

Wie gehen wir mit der Komplexität in dieser Welt um?

Ein Hörsaal. Über der Tür die klassische Schul-Uhr. Beamer, Flipchart und los geht's. „Denken und Handeln in Komplexität“ heißt das Thema der Unternehmensberaterin Christine Priesner. Der Andrang ist enorm, der Raum brechend voll. Wenn es ein Motto gibt, dass über den beiden Tagen steht, dann ist es dieses. Wie gehen wir mit der Komplexität in die-

ser Welt um? So, wie es bisher läuft, stößt die Gesellschaft permanent an Grenzen. Die einen fühlen sich überfordert, die anderen ignorieren die Herausforderungen: ob Verkehr, Wohnen oder überhaupt unsere Art des Wirtschaftens. Beispiele gefällig? Jedes vierte Einfamilienhaus in einem Grazer Stadtteil wird von einer einzelnen Person bewohnt. Von vorwiegend alten Menschen. Das bringt ganz viele ökologische und soziale Fragen mit sich. Ein interdisziplinäres Forschungsprojekt „Ökotopia“ an der FH JOANNEUM Graz beschäftigt sich mit nachhaltiger Stadtentwicklung und mit der Zukunft der Verkehrsmittelwahl. Nach der Präsentation ergibt sich eine intensive Diskussion – ganz im Sinne der

Veranstaltung. Denn es soll in diesen Sessions nicht frontal zugehen, sondern interaktiv. Bleibt nur das Dilemma: Es finden immer drei Sessions gleichzeitig statt. Man muss sich entscheiden!

Beschreiten wir also zuerst den Raum des Wissens. Da ist heuer sehr viel Platz für Kreativität. Eduard Kaan, Kreativitätstrainer aus Salzburg: „Seit dreißig Jahren versuche ich einen Konzern zu überreden, einen Kreativitätsraum einzurichten. Nie ist es mir gelungen.“ Aber hier ist er, der Kreativ-Raum und er wird auch gleich in ein Rascheln gehüllt, weil alle TeilnehmerInnen ein Säckchen mit Legosteinen erhalten. Wir bauen eine Ente! Alle erhalten sieben Legosteine – interes-

sant, wie anders die „Enten“ aussehen. Reinhard Ematinger und Sandra Schulze zeigen mit ihrem Tool LEGO SERIOUS PLAY, wie mit Legosteinen Zukunftsszenarien gebaut werden. Angeblich machen auch hochdotierte Aufsichtsräte beim Legospielen sehr gerne mit – selbst wenn sie aus dem arabischen Raum kommen. Es geht im ersten Schritt immer um die Darstellung der Komplexität, erst im zweiten um das Weiterentwickeln. Auch komplizierte Organisationsstrukturen können mit Legosteinen sichtbar gemacht werden, die gebastelten Zukunftslandschaften beeindrucken.

Nur 45% der Bevölkerung haben Pläne, die sie verwirklichen wollen

Nach so viel Theorie braucht das Hirn eine Pause. Aber leider: Ununterbrochen trifft man interessante GesprächspartnerInnen, die – und das ist vermutlich so gewollt – einen dazu verleiten, die Perspektive zu ändern. Ob Unternehmensberaterin, Designer oder Politiker: Die einzige Regel der Sustainovation 2011 – über den Zustand der Politik und der Verhältnisse nicht zu jammern – wird fast überall eingehalten. Aber wenn man schon die Gelegenheit hat, mit dem immer sprudelnden Christoph Chorherr einen Kaffee zu trinken, da kann die Frage nicht ausbleiben: „Warum ist alles so, wie es ist – in Österreich? Warum gibt es so wenig Bereitschaft zur Verän-

derung?“ Da klappt der Grünpolitiker seinen Laptop auf, um das Ergebnis einer vor Kurzem erschienenen Studie zu zeigen. Der Aussage „Ich habe viele Pläne, die ich verwirklichen will“, stimmen nur 45 Prozent der Bevölkerung zu. Das sitzt. Was machen die anderen? Jetzt? Und in Zukunft? Sie sind sicher nicht im Hörsaal 10, um den Sessions über Cradle to Cradle, über die Gemeinwohlökonomie und über Bambus als neue Chance für die Wirtschaft beizuwohnen. Sie versäumen Reinhard Herok, der über Green Marketing referiert und den Pionier Karl Pirsch von der Eine Welt Handels



*Wir basteln eine Ente
Foto: Ohnatenko*

AG, der nach all den Jahren immer noch einen Idealismus versprüht, als hätte er gestern gegründet; und ENORM, das neue Magazin für ökosoziale Wirtschaft, werden sie wahrscheinlich auch nicht lesen. Es hat schon seine Berechtigung, dass es dann auch die Session von Jürgen Fleis und Jürgen Kainz gibt mit dem Titel: „Warum handeln wir (nicht) nachhaltig?“

Im Raum der Erfolge wird es sehr praktisch. Petra Busswald informiert über das Projekt CO₂-Monitor. Mit dieser digitalen Methode können Unternehmen ihre MitarbeiterInnen motivieren, die eigene CO₂-Bilanz zu verbessern. Man setzt sich Ziele und erhält konkrete Vorschläge, diese zu erreichen. Erfreulich, dass sich schon große Konzerne wie A1 und die Credit Suisse dieses Instruments bedienen, um Bewusstseinsbildung zu leisten. Wobei die Grenzen der Sustainovation-Räume fließend sind. Denn auch der Raum der Ideen ist mit Praktikern besetzt. Die Firma E-Go zeigt nachrüstbare Elektroantriebe für Downhill- und Freeride-Bikes, Monika Leutgeb stellt ihr in Gründung befindliches Unternehmen Variogo vor – eine Plattform für nachhaltige Mobilität. Das sind zwei ganz unterschiedliche Ansätze – wobei letzterer auch die Chancen der digitalen Welt für die Nachhaltigkeit aufzeigt: Mittels Webservice sollen in Zukunft Fahrgemein-

schaften und Sammeltaxis in Echtzeit vermittelt werden. Der schon erwähnte Christoph Chorherr präsentiert die Initiative Ithuba, bei der Studierende aus Europa zwei Schulen in Südafrika bauen, Johann Zimmermann sein Produkt NAKU – natürlicher Kunststoff.

Man beschreitet Räume, von denen man nicht wusste, dass sie existieren

Es ist eine Fülle, die auf die Teilnehmenden hereinfließt. Aber wunderbar zu erleben, wie die Dinge zusammenhängen, wie auch im eigenen Kopf plötzlich Aha-Erlebnisse stattfinden. Ganz unvermutet. Weil sich Menschen aus unterschiedlichen Disziplinen begegnen und weil man Räume beschreitet, von denen man gar nicht wusste, dass sie existieren. Und das alles in entspannter Atmosphäre, in der sogar ein klassischer Wiener Heurigenabend Platz hat. Wien – also doch ein idealer Platz für grüne Innovationen? Der Heurige als Kreativlabor? Der Abendblick vom Kahlenberg auf die Stadt und die fließende Donau stimmt zuversichtlich.

Neue Arbeits-Rhythmen

Arbeit wird meist als Bürde erlebt und dient bloß dazu, Geld zu verdienen, wie eine aktuelle Studie zeigt. Veronika Lamprecht ist der „neuen Arbeit“ auf der Spur – einer Arbeit, die Spaß machen darf und Erfüllung bringt



Meine Arbeit, einen Bericht zu schreiben, macht Arbeit. Seit Wochen beschäftigt er mich immer wieder, manchmal auch nachts. Ich sammle Eindrücke, besuche Kongresse, frage Menschen, lese Berichte und Studien. Meine Freude erhöht sich durch das Entdecken von ermutigenden Menschen und ihren Beispielen, ich bekomme mehr Verständnis für manch-

mal auch erschreckende Zusammenhänge. Meine Arbeit erfrischt mich, weil ich sie großteils selber einteile, sie in meinem Rhythmus mache und der Freude folge. Es ist später Nachmittag, Frau Schmidt betritt das Büro. Sie wird gleich damit beginnen, die Spuren der gestrigen Abendveranstaltung zu beseitigen. Ich begrüße sie und frage, ob sie etwas

braucht von mir. Sie meint erschöpft lächelnd: „Nein danke, ich will nur hier schnell fertig werden und nach Hause gehen!“

Zwei Alltagssituationen, die zeigen, wie vielfältig Arbeit ist und erlebt werden kann.

Wann macht Arbeit Freude und wann ist sie nur Verpflichtung? Wie kann Arbeit mehr Energie bringen, als sie kostet? Welche Arbeitsrhythmen erhöhen die Lebensqualität? Und welcher Beitrag dazu kann individuell und welcher kann nur gesellschaftlich, politisch geleistet werden?

Wie kann Arbeit mehr Energie bringen, als sie kostet?

Zu dieser Frage wurde zwischen September 2010 und Jänner 2011 eine Studie von der klufamily-Marktforschung mit 250 erwerbstätigen Personen österreichweit erstellt, differenziert nach Bundesland, Geschlecht, Alter, Bildung und Beruf. Demnach sind über 80 % der ÖsterreicherInnen grundsätzlich zufrieden mit ihrer Ar-

beit, wobei Erwerbstätige in freien Berufen und Selbstständige die höchste Zufriedenheit haben und Energiegewinnung direkt aus der Arbeit beziehen (96 %). Auf die Frage „Was verstehen Sie persönlich unter dem Wort Arbeit?“ antworten die Leute hauptsächlich: Geld verdienen! Nur die selbstständig und in freien Berufen Tätigen verstehen unter dem Begriff „Arbeit“ wertvolle Tätigkeiten und etwas, was Freude bereitet. Die Landwirte sehen ihre Lebensaufgabe darin.

„Was motiviert Sie an der Arbeit?“ Für alle Berufsgruppen ist wiederum Geld der wichtigste Motivationsfaktor. Bei den Freiberufler/innen und Selbstständigen stehen klar Freude am Beruf und Lebenssinn im Vordergrund.

Auf die Fragen „Was würden Sie brauchen, um Energie aus der Arbeit zu bekommen?“ wünschen sich alle Gruppen mehr Pausen und Ruhe – außer den BeamtInnen, die wünschen sich vor allem mehr Zusammenarbeit mit den KollegInnen. Angestellte und in Ausbildung Befindliche wollen mehr Anerkennung und gutes Arbeitsklima,

ArbeiterInnen mehr Lohn und Motivation. Menschen, die in freien Berufen tätig sind, sind die Einzigen, die sagen: „Wir bekommen schon Energie aus der Arbeit!“ Erfolgserlebnisse würden das noch steigern. „Spaß“ brauchen nur die Selbstständigen und Landwirte wollen es „gerne tun.“

Welche Arbeitsplätze bieten die besten Rahmenbedingungen, um Freude an der Arbeit zu ermöglichen? Hier wird der Traum nach eigenem Unternehmertum wieder wach: 23 % (die meisten Nennungen) stellen sich das Selbstständig-Sein als Einpersonen-Unternehmen als ideale Arbeitsstätte vor, gefolgt vom öffentlichen Dienst oder einem Familienbetrieb.

Aus dieser Studie geht hervor, dass ÖsterreicherInnen zufrieden sind, solange das Einkommen stimmt und ausreichend Freizeit für Erholung zur Verfügung steht. Erfüllung, tiefe Freude und ein entsprechender Beitrag zur Gesellschaft scheinen wenig Relevanz zu haben.

Reicht das wirklich, wenn wir bedenken, dass wir einen Großteil unseres Lebens mit Arbeit verbringen und überall mehr Sehnsucht nach Sinn spürbar wird? Was ist, wenn Erwerbsarbeit insgesamt weniger wird? Was wäre, wenn wir uns abseits unserer scheinbar gemütlichen Zufriedenheit mal fragen, was wir wirklich wirklich wollen?

Was wir wirklich wirklich wollen

Ende April 2011 fand im Stift Ossiach der Open-Space-Kongress „Zukunftskraft Arbeit – neue Arbeit für das wirkliche Leben“ statt. Organisiert von der privaten Initiative des Instituts für Zukunftskompetenzen und der Trigon-Entwicklungsberatung, trafen sich rund 60 Teilnehmende, um neue Formen der Arbeit kennenzulernen, zu erleben und weiterzuentwickeln. „Wie können wir Arbeit in Zukunft so gestalten, dass sie Mensch und Natur weniger Energie „raubt“ als bisher, sondern vielmehr lebensbefruchtend und lebenserneuend wirkt?“ Zu wissen, was wir wirklich wirklich wollen, ist die Basis, meint der Philosoph Frithjof Bergmann und setzte beim Open-Space-Kongress kräftige Impulse mit dem von ihm seit den 60er-Jahren weiterentwickelten Konzept der „Neuen Arbeit“.

Bergmann schlägt vor, die eigene Arbeit in 3 Teile zu gliedern: Das erste Drittel investieren wir in „Jobarbeit“, wo wir gegen Entgelt Arbeitsleistung erbringen. Im zweiten Drittel wird Selbst- und Gemeinschaftsversorgung auf hohem technischen Niveau geleistet, er nennt dies „Hightech-Self-Providing“. Und die restliche Zeit widmen wir uns dem, was wir wirklich wirklich wollen – arbeiten gemäß meiner Berufung, „Calling“ genannt. Insgesamt ergibt sich auf diese Weise ein Übergang zur bedürfnisbefrie-

digenden Arbeit. „Geld verdienen“ für lebensnotwendige Güter kann reduziert werden durch Selbst- und Gemeinschaftsversorgung und eine Verschiebung von Lebensstandard hin zu Lebensqualität kann stattfinden.

So kann es gehen

Projekte aus den 80er-Jahren verdeutlichen die Flexibilität des Modells, das auf regionale Bedürfnisse und Möglichkeiten eingeht. Bereits etabliert und bekannt sind Arbeitsstiftungen:

In Flint, USA/Michigan (seit 1981) hat der GM-Konzern die Hälfte der Arbeitskräfte durch Rationalisierung überflüssig gemacht. In einer Vereinbarung zwischen Unternehmen und Gewerkschaft wurde festgelegt, dass jeder Arbeiter innerhalb eines Jahres

nur ein halbes Jahr für den Konzern arbeitet, in der anderen Hälfte kann er mit kommunaler und betrieblicher Hilfe seine individuelle Lebensgestaltung mit Kreativität ausfüllen (nach Ruhoff 1996).

Erfolgreich war und ist Bergmann vor allem in Detroit, Südafrika und Indien. Dort, wo nichts mehr geht, wird sein Ansatz begeistert aufgenommen und umgesetzt. Konkrete Projekte in Österreich, seinem Geburtsland, sind rar, obwohl es in den letzten Jahren unzählige Initiativen und Start-up-Veranstaltungen gab. Neben Aufnahme seiner Ideen im „Blumauer Manifest“ und manchen Leitbildern nachhaltiger UnternehmerInnen, gibt es eine „Neue Arbeits Initiative“ in Ottensheim. 40 Personen sind seit 2009 begeistert von Bergmanns An-



Frithjof Bergmann und Johannes Matthiessen diskutieren über neue Arbeit

satz und engagieren sich in Bewusstseinsbildung, Gemeinschaftswerkstätten, Anwendungsforschung von erneuerbarer Energie und einem Schulgartenprojekt. Die Freude der Kinder, wenn sie ihre ersten selbst gesäten Erbsen ernten und sie ihre Schulküche mit Radieschen beliefern, ist ansteckend.

„Wir wissen sehr viel. Wie wir es ins Handeln bringen, ist die aktuelle Herausforderung“, meint die Klimaforscherin Helga Kromp-Kolb selbstkritisch bei einer Veranstaltung in der Akademie der Wissenschaften zum Thema „Mut zur Nachhaltigkeit“. „Wir brauchen eine gesamtgesellschaftliche Wahrnehmung für die Umsetzung!“ Ein Kulturwandel in der Arbeit braucht neben neuen Dialogmethoden auch eine Beachtung der Rhythmen.

Im eigenen Rhythmus sein

Der international tätige Architekt und Künstler Johannes Matthiessen zeigte am Kongress in Ossiach vor, wie auch auf den ersten Blick stupide Arbeiten, etwa Ziegelstein-Werfen, mit Freude und Leichtigkeit im Team ausgeübt werden kann. Wichtig dabei ist der Rhythmus, der uns im Arbeitsleben sehr oft fehlt.

Max Moser, Chronobiologieforscher an der Uni Graz, hat in einer Studie

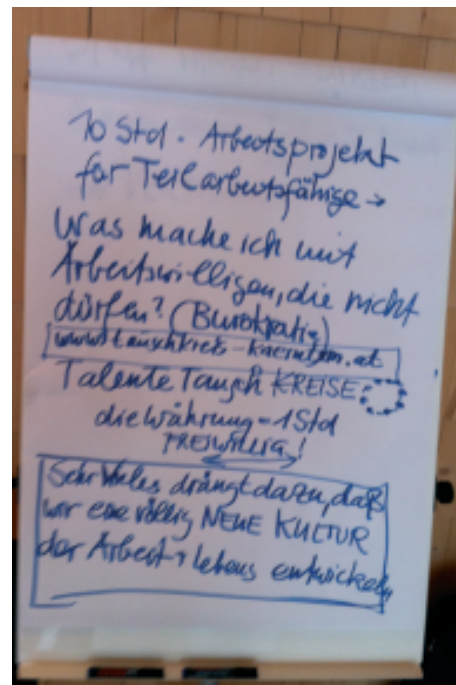
herausgefunden, dass Bauarbeiter, die in ihrem eigenen Rhythmus arbeiten, keine Unfälle mehr verursachen und die gleiche Arbeit leichter getätigt werden kann. Er hat dazu mit den Männern zwei Mal täglich drei Wochen lang Eurythmie gemacht, was anfangs widerwillig aufgenommen wurde. Diese Körperübungen aus der Anthroposophie bringen Atem und Körperbewegungen in Balance, in den Urtanz des Lebens, aktivieren den eigenen Rhythmus. Schon nach einigen Tagen stellte sich eine deutliche Unfallminimierung und Erleichterung der gleichgebliebenen schweren körperlichen Arbeit ein, die lange nachwirkte.

Im eigenen Rhythmus zu sein, scheint eine Grundvoraussetzung für Gesundheit und Arbeitsfreude zu sein. Aber wie kann es Menschen gelingen, den eigenen Rhythmus zu finden, solange es nicht gelingt, gleiche Entlohnung für gleiche Arbeit für Männer und Frauen zu erreichen? Wie soll eine der 500.000 in Österreich „manifest armen“ Personen ihre Individualität spüren, wenn sie ihre Wohnung nicht heizen und sich keine zwei warmen Mahlzeiten in der Woche leisten kann? Wie soll eine Migrantin sich selbst „feiner wahrnehmen“, wenn ihre Kultur- und Sprachkompetenzen über Generationen nicht wahrgenommen werden? Wie kann da ein eigener Arbeitsrhythmus gefunden werden?

Arbeit ist ein wesentlicher Teil der Ökonomie und zentraler Hebelpunkt für gesellschaftliche Veränderung. Wir werden nicht umhinkommen, das System an sich in Frage zu stellen. Unser Arbeitsverständnis bezieht sich immer nur auf Erwerbsarbeit, obwohl es viele andere genauso lebenswichtige und lebenserhaltende Tätigkeiten gibt. Die Erwerbsarbeit prägt zutiefst unseren Lebensstil, für viele bedeutet sie die Existenz.

Anders arbeiten und leben – 4-in-1-Perspektive

Radikal sieht Frigga Haug, die international wirkende Soziologin und Sozialpsychologin, die Arbeitsfrage mit ihrer „Vier-in-einem-Perspektive“.



Frigga Haug fordert uns auf, die alles dominierende und über die Maßen Identität stiftende Erwerbsarbeit von ihrem Stockerl runterzuholen und neben die anderen grundsätzlich menschlichen Tätigkeiten gleichwertig dazustellen: Ausgehend von der Betrachtung der Geschlechter- und Produktionsverhältnisse zueinander erkennt sie, dass es nicht um Gleichstellung der Geschlechter geht, sondern darum, dass die gesamte Systemstruktur in Frage steht und es neue Ordnungen braucht. Sie fordert eine Balance der vier Tätigkeitsbereiche Erwerbsarbeit, Reproduktionsarbeit (Zuwendungsarbeit), kulturelle Entwicklung (persönliche Entwicklung) und Politik von unten auf zeitlich gleicher Ebene, statt sie einander über- oder unterzuordnen.

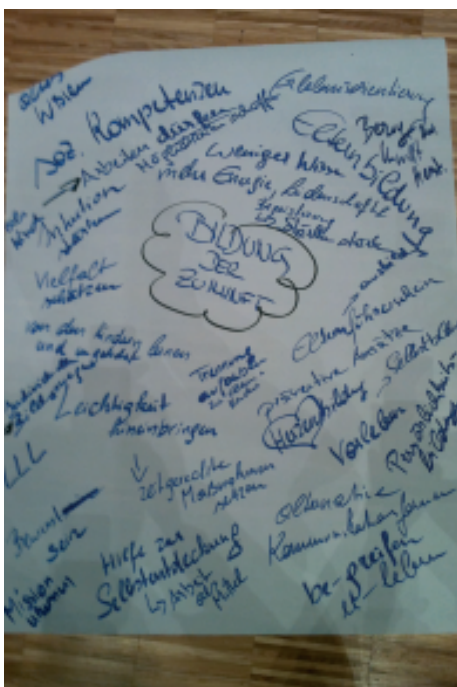
Zum Vergleich: Bei Bergmann, dessen Modell 1999 vom Club of Rome zur Arbeitsproblematik als Lösungsansatz vorgeschlagen wurde, fehlt die politische Mitgestaltung. Weiters wurde in der weiter oben genannten Studie nur Erwerbsarbeit als Arbeit betrachtet – und Hausarbeit als Teil der Freizeit deklariert.

Das Leben im Zentrum

Dabei ist Hausarbeit als Teil der Reproduktionsarbeit die Basis jeder Erwerbsarbeit! Schließlich steht das Leben an sich im Zentrum allen

Wirtschaftens! Die Befriedigung der Bedürfnisse und das Entfalten der eigenen Talente ist Voraussetzung dafür, dass wir überhaupt arbeiten! Ökonomie kommt von „ökonos“ und bedeutet „Haushalt“!

Zuwendungsarbeit ist die Arbeit der Frauen, Mütter und anderer fürsorgender Personen, die Betreuung von Kindern, alten und kranken Menschen, die Pflege von Beziehungen und achtsamer Umgang mit Haushalt und der Natur. Diese Arbeit kann nicht rationalisiert und nur zum Teil geplant werden, sie läuft nicht linear, sondern entfaltet sich zyklisch und kann tiefen Sinn und Erfüllung geben. Ohne diesen Bereich gäbe es keine Erwerbsarbeit.



Utopien für RealistInnen

Ein Leben mit gesunden, leistbaren und notwendigen Produkten, deren Produktion auf viele Schultern verteilt ist und genug Zeit lässt für Selbstentfaltung, Freundschaften und Beziehungen. Das wünschen wir uns. Doch an welchen Enden mit dem schrittweisen Umbau unserer Arbeitswelt beginnen? Bei der Arbeitszeitverkürzung, bei der Bezahlung von Hausarbeit, bei der Besteuerung der Reichen, der Strategien der Arbeitsumverteilung oder bei der Einführung eines Grundeinkommens? All das sind Vorschläge von Sabine Gruber, Sozialwissenschaftlerin u. Gemeinwesenentwicklerin aus Wien. Sie engagiert sich für den Umbau der Arbeitswelt und eine gerechte Verteilung von Arbeit und Wohlstand. Konkret hat sie 2008 eine EU-weite E-Mail-Kampagne mit-initiiert gegen die Arbeitszeitrichtlinie, die eine Erhöhung der Wochenarbeitszeit vorhatte – mit Erfolg! Sie veranstaltet Utopiewerkstätten zum Thema „Wie stellen wir uns das ideale Arbeiten vor?“ und tritt für die Verkürzung der Erwerbsarbeitszeit für alle auf 20 Wochenstunden ein.

Geschlechtergleichstellung, Anspruch auf ein Leben in Würde, demografische Entwicklung und Gesundheit sind zentrale Themen genauso wie Arbeitszeitverkürzung mit einem Mindestlohn als Schutz vor Lohnsenkung

und eine armutsfeste Grundsicherung. „Ziel ist es, die gesellschaftlich notwendige Arbeit auf möglichst alle Schultern gerecht zu verteilen und ein kontinuierliches Einkommen bei diskontinuierlicher Erwerbsarbeit sicherzustellen. Aktuell ist es so, dass unser Wirtschaftsmodell auf Wachstum basiert; um Menschen in Erwerbsarbeit zu halten, müssen künstliche Bedürfnisse geschaffen werden, die uns nicht nur unnötige Arbeit verursachen, sondern auch Raubbau an der Natur bedeuten. Stattdessen können wir Arbeit auf die notwendigen Tätigkeiten konzentrieren, wozu insbesondere auch die Versorgungsarbeit oder der Schutz und die Pflege der Natur zählen. Das würde in erster Linie eine Umschichtung bedeuten und eine Aufwertung geringgeschätzter Tätigkeiten und die Bedeutung von Erwerbsarbeit würde in ihre Schranken gewiesen werden“, erzählt Sabine Gruber.

Tim Jackson, britischer Professor und Berater von Premier David Cameron, macht in seinem neuen Buch „Wohlstand ohne Wachstum“ ebenfalls deutlich, warum weniger arbeiten produktiver ist. Dadurch wird u.a. die Umwelt geschont und es wird Zeit gewonnen zu mehr Leben, Lernen, Lieben und Lachen!

Eine Utopie aus dem Buch von Sabine Gruber „Arbeiten wie noch nie!?“ Unterwegs zur kollektiven Hand-

lungsfähigkeit.“ (Hg. Sabine Gruber/ Frigga Haug) lässt uns in diese Perspektive eintauchen: „Gegen 13 Uhr gehe ich in unser genossenschaftlich organisiertes Bildungscafé und schaue, was es dort heute zu essen gibt. Beim Essen unterhalte ich mich mit FreundInnen und KollegInnen, (...) ich bin diese Woche für die Bücherei zuständig. (...) Am Rückweg schaue ich im Bioladen vorbei und kaufe Obst, Butter und Brot. Weil alle Mitglieder der ErzeugertInnen-VerbraucherInnen-Kooperative sich verpflichtet haben, dort einzukaufen und bei Bedarf auch einmal mitzuhelfen (...) und nicht mehr nach Größe der Betriebe, sondern entsprechend einer nachhaltigen Produktionsweise gefördert (wird), können wir uns das auch leisten.“ (S. 177ff).

Wie bekommen wir „4in1“ (Frigga Haug) – Erwerbsarbeit, Reproduktionsarbeit, kulturelle Entwicklung und Politik von unten – unter einen Hut? In diesem Buch werden einige Weggabelungen ausgedeutet, die zur Diskussion anregen wollen. Die Arbeit, die dann noch getan werden muss, kann Spaß machen. Alleine oder gemeinsam, so wie es für die Arbeit, das Werk, für meinen persönlichen Rhythmus und die Gemeinschaft am besten ist:

EinzelkämpferInnen versus Gemeinschaften

Es braucht in der Arbeitswelt einen Ausgleich von individueller Arbeit und gemeinsamen, gemeinschaftlichen Aufgaben. Gemeinsam zu arbeiten bekommt in den letzten Jahren ebenfalls eine neue Bedeutung – es entwickeln sich neue Formen von Zusammenarbeit. Barbara Schöllenger ist Netzwerkerin und Bildungsmanagerin von Beruf und kennt die Übergänge von den alten zu den neuen Formen, die Besonderheiten, Chancen und Gefahren.

Das neue Netzwerken

„Die Besonderheit ist für mich das Miteinander im Tun, das sich an den Lebensrealitäten und Bedürfnissen aller Beteiligten orientiert. Wenn ich in meinem Tätigkeitsfeld, der Erwachsenenbildung, zum Beispiel Wissen und gelungene Praxisbeispiele über solidarische Ökonomie verbreiten will, schließe ich mich mit vier Frauen zusammen, die auch mit dem Thema praktische Erfahrung haben, diese weitertragen wollen und freudig einen Raum dafür bieten. In den gemeinsamen Gesprächen ist Platz dafür, was jede Frau an wichtigen Botschaften und realisierbaren Ideen transportieren will, und so entsteht als geeignete Form der Vermittlung zum Beispiel eine Workshopreihe über frauenge-rechtes solidarisches und nachhaltiges

Wirtschaften,“ erzählt Barbara Schöllenger.

Eine große Chance erlebt sie in der gegenseitigen Ermutigung. Eine Kollegin ist fast immer dabei, die gut auf ihr Wohlbefinden, ihre eigene Freude achtet. Sobald eine das „gute Leben für sich und für alle“ achtet, merken das die anderen, atmen auch durch und halten inne und werden aufmerksam. Dadurch ist es einfach, bei der Leichtigkeit zu bleiben und Zusammen-Arbeit in Achtsamkeit für sich selbst und die anderen zu leben.

Gefahren sind die alten Fallen des Perfektionsanspruches, des Kontrollbedürfnisses und der Hierarchie, die wir oft gerne aufgrund unterschiedlicher Kompetenzen herstellen wollen. Hier ist es wichtig, gut hinzuhören und einander Wertschätzung und Entwicklungsraum für die jeweiligen Stärken entgegenzubringen. So wachsen dann schöne, runde, gesunde gemeinsame Projekte und ziehen weiteres Interesse, Respekt und Unterstützung an. Eines der aktuellen Projekte von Barbara Schöllenger befasst sich mit „Wirtschaft und Frauen“ und wird ab Herbst in der VHS Brigittenau angeboten.

Wir brauchen konkrete Taten, die wir aus innerer Freude, im eigenen Rhythmus und gemeinsam tun – entlang einer reifen entwicklungs-offenen Perspektive. Island lässt erstmals seine Verfassung via Facebook erstellen und

die Uni Lüneburg wird von den Student/innen gestaltet.

Neue Arbeitsrhythmen machen Spaß

Der Schindlerhof in Nürnberg wird seit 1999 durchgehend zum besten Tagungshotel Deutschlands gewählt. Klaus Kobjoll erzählt, wie er vor 15 Jahren als Esoteriker verrufen war, weil seine Lehrlinge vor allem „Spaß an der Arbeit haben sollten“. Durch die hohe Kultur der gegenseitigen Wertschätzung haben er und sein Team den Spaß ins Detail gebracht, und selbst das Infopickerl neben dem Handtuchhalter wird davon erfasst:

„Die neue Sportart – Handtuchwerfen?

Wenn Sie das Handtuch werfen, fällt es auf den Boden. Fällt es auf den Boden, heben wir es auf und Sie bekommen ein neues. Wenn Sie das Handtuch nicht werfen, hängen Sie es natürlich auf den Handtuchhalter. Und wir heben es natürlich nicht auf, weil es gar nicht auf dem Boden liegt. Fazit: (...) Wer gewinnt? Immer Sie, wir, alle unsere Kinder. Unsere Umwelt.“

„Leben ist die Lust, zu schaffen“

Diesen Satz prägt der Zukunftsforscher Horst W. Opaschowski, Berater für Wirtschaft und Politik aus Hamburg, in seinem Vortrag. Gerade bei jungen Leuten nimmt diese Kraft explosions-

artig zu, meint er, sie sehen darin eine lebenswerte Zukunft. Dazu braucht es ein Umdenken und Umhandeln, wie der Begründer der Anthroposophie Rudolf Steiner schon sagte: „Es muss die Möglichkeit herbeigeführt werden, dass jede Person freiwillig tun kann, wozu sie sich berufen fühlt – nach dem Maß ihrer Fähigkeiten und Kräfte.“

Im Fluss der Arbeitsrhythmen

Das breiter werdende Umdenken und die unzähligen Initiativen, die immer mehr zusammenarbeiten, haben eine mächtige Bewegung in Fluss gebracht. Eine gesamtgesellschaftliche Wahrnehmung für eine Umsetzung ist in Gang.

Ich gehöre zu den privilegierten Mitteleuropäerinnen, die es sich leisten können, den eigenen Rhythmus zu finden und ihn auch zu leben, weil ich wirklich, wirklich will. Aus dieser meiner ureigensten Kraft und Energie heraus bestimme ich selber, welchen Beitrag für die Gesellschaft, in der es erfülltes Leben für alle geben kann, ich am besten leisten kann. Eine Mitgestaltung an einer Welt, in der wir uns gegenseitig kompromisslos ermutigen und daran Freude und Spaß haben, ist ein Herzensanliegen – nicht nur von mir!

Die Ameisen retten die Welt

Das Kunstprojekt HumAnt gebiert mit spielerischer Leichtigkeit utopische Kooperationen zwischen Mensch und Ameise.
Von Georg Bauernfeind



Die Kreativen also! Wenn alle Stricke reißen, dann sollen die Kreativen den Karren aus dem Dreck ziehen. So hieß es damals, kurz nach der inzwischen fast schon vergessenen Finanzkrise 2009. Was aber, wenn die Kreativen sagen: „Nein, wir nicht! Wir überlassen das den Ameisen.“ Dann sind wir mitten in einem Kunstprojekt des Designerkollektivs vom Atelier Am Stein.

Kirchberg am Wechsel beherbergt nicht nur das jährliche Wittgenstein Symposium, durch das es sich als Austragungsort spektakulärer Denkveranstaltungen bewährt hat, sondern auch einen Fußballplatz. Auf der kleinen Anhöhe, bevor man diesen erreicht, stand früher das alte Wirtshaus Am Stein. 2010 wurde das Gebäude generalsaniert – nur die alte Wirtsstube blieb im Originalzustand erhalten, der dazugehörige Kuhstall wurde zum Atelier, mitten in einer Lichtung am Waldrand. HumAnt heißt das Kunstprojekt von Wolfgang Hartl und seinem Team, das sich im Rahmen des diesjährigen Viertelfestivals Niederösterreich präsentierte. Es lädt

auf ein Gedankenexperiment der besonderen Art ein: Was wäre, wenn die Spezies Mensch viel intensiver mit der Spezies Ameise kooperieren würde? Könnten wir Menschen von den Ameisen nicht sehr viel lernen? Gut, auch die Kooperation zwischen Mensch und Katze oder Mensch und Hund wurde nicht an einem Nachmittag in die Wege geleitet – aber angenommen, die Ameisen wissen von uns: Warten sie dann nicht schon die längste Zeit auf ein Angebot? Wie könnte dieses aussehen? Und könnten sich dadurch nicht ganz neue Wirtschaftsräume, ja, Industrien auftun, die uns einen Weg aus der Krise zeigen?

Industrie-Utopien lautet das Motto des Viertelfestivals 2011. Dann bleiben wir doch kurz bei den Utopien: Ameisen können Lasten bis zum 50- 60-Fachen des eigenen Körpergewichts tragen. Für eine Lkw-Ladung von 30 Tonnen bedarf es daher 30 Millionen Ameisen. Wenn alle weltweit existierenden Ameisen mithelfen, könnte man 333 Millionen Sattelschlepper auf den Straßen einsparen. Wenn das kein Beitrag zum Klimaschutz ist!

An der Grenze zwischen Ernstheit und Lust an der Innovation werden an diesem sonnigen Juninachmittag unterschiedliche Denkwege besprochen. Denn davon ist Wolfgang Hartl, Initiator des Projektes, überzeugt: Neues entsteht auch durch eine Form von „useless knowledge“, durch völlig freies Denken. Wagen wir also das Experiment: Wie könnte eine Nutztierhaltung von Ameisen aussehen? Könnte man Ameisen nicht in Hohlziegeln ansiedeln und sie für die Wärmedämmung von Gebäuden nutzen? Die Ameiseneier wurden früher an Singvögel verfüttert – vielleicht auch eine neue Delikatesse für Menschen? Aber wäre das dann eine echte Kooperation? Schließlich sind die Ameisen und die Menschen von der Biomasse her gesehen gleich schwer! Müsste man sie, wenn man sie in das Wirtschaftssystem einbinden möchte, nicht für ihren Beitrag zur Bildung von Humus mit CO₂-Zertifikaten entlohnen?

Die nähere Beschäftigung mit den Ameisen nötigt Respekt ab: Man hat Fossilien von Ameisen gefunden, die über 100 Millionen Jahre alt sind. Wir Menschen existieren erst seit 2 Millionen Jahren! Sie haben ihr Zusammenleben unglaublich gut organisiert und kommunizieren über chemische Botenstoffe enorm schnell innerhalb eines Ameisenstaates. In der größten Superkolonie kooperieren mehrere

Milliarden Ameisen in einem Netzwerk, das sich über 6000 Kilometer erstreckt! Die Spezies der gelben Wiesenameise befördert bis zu 7 Tonnen Erde pro Hektar und Jahr an die Oberfläche. Die Blattschneiderameise beherrscht seit 50 Millionen Jahren die Herstellung von Antibiotikum, der Mensch erst seit 1910!

Die Ausrichtung auf das Gemeinwohl gibt dem Ameisenstaat Stärke

Zum Symposium waren Kreative aus verschiedenen Sparten geladen – aus Werbung, Kommunikation, Musik und Biologie. Der Innovationsexperte Christof Mandl machte darauf aufmerksam, dass man einen Ameisenstaat auch als Individuum betrachten kann, nicht nur die einzelne Ameise. Vor allem der Bereich der Kommunikation durch Botenstoffe und die damit verbundene Möglichkeit auch andere – feindliche – Ameisenstaaten zu übernehmen und „umzucodieren“, stößt bei den Anwesenden aus der Kommunikationsbranche auf Interesse. Ein Ameisenstaat ist ein hierarchisches System – aber ist er nicht auch ein sehr komplexes System und zeigt uns nicht die Natur, dass gerade komplexe Systeme viel höhere Überlebenschancen haben als lineare? Die Ausrichtung auf das Gemeinwohl gibt den Ameisen eine enorme Stärke. Im Gegensatz zu uns Menschen, die wir offensichtlich durch die zunehmende Individualisie-

rung viele Probleme produzieren: Haben wir nicht das Bauen von Städten verlernt? Waren wir etwa beim Bau von Höhlenwohnungen in alten Wüstenstädten den Ameisen nicht viel näher? Oder auch die Art und Weise unserer Mobilität: Ameisen können ohne Probleme übereinander klettern, verwenden sich gegenseitig als Brücken und Leitern. Wir stehen im Stau. Wäre das nicht eine Utopie, liebe Automobilindustrie: Autos, die auch über- und untereinander fahren und parken können?

Gegen Ende des Symposiums wird man immer nachdenklicher. Überleben die Ameisen nicht deshalb schon so lange, weil sie so klein sind? Sind wir Menschen nicht viel zu grobschlächtig? Und wenn „Downsizing“ ein Ansatz ist – müssten dann nicht jene Unternehmen belohnt werden, die sich eine Verringerung der Umsatzzahlen als Ziel stecken?

Eines ist für das Projekt HumAnt nach diesem ersten Symposium klar: Die Sichtbarmachung der Leistung der Ameisen steckt noch in den Kinderschuhen. Es gilt, noch jede Menge Vorurteile abzubauen. Aber wenn das gelingt, dann stehen die Chancen gut, viel von diesen unseren Mitbewohnern zu lernen. Auch für die Rettung unserer Art und des Biosystems dieses Planeten. Obwohl eines dann doch vorsichtig prophezeit wurde: Sie werden uns wahrscheinlich überleben!

Mein ist auch dein

Harald Koisser schreibt im Wirtschaftsmagazin „die Wirtschaft“ regelmäßig eine Mutmacher-Seite. Hier zum Nachlesen die Kolumne aus der Juni-Ausgabe.

International entwickelt sich ein millionenschwerer Sharing-Markt. Car-Sharing ist der bekannteste, aber geteilt kann alles werden. Fahrräder, Wissen, Werkzeuge.

Wir sind durch die Nachhaltigkeitsdebatte angehalten, zu überdenken, was wir konsumieren, aber vielleicht lohnt es auch zu überdenken, wie wir es tun. Ich selbst genieße vieles, besitze aber wenig. Zum Schreiben brauche ich einen Computer. Der gehört meiner Tochter und dass dieser Artikel rechtzeitig erscheint, ist gewissermaßen innerfamiliärem Tausch (bzw. dem Taschengeld) zu verdanken.

Ich habe kürzlich von einem Mann gelesen, der über die französische Internetplattform Zilok seine Digitalkamera einige Tage lang verborgt und damit über 1.000,- Euro verdient hatte.

Was meine Tochter und der Zilok-Mann können, funktioniert auch in großem Stil. Car-Sharing ist am geläufigsten, aber der bei Weitem größte und weltweit am schnellsten wachsen-

de Markt ist Bike-Sharing. Und das nicht etwa in Cina. Jede amerikanische Großstadt hat heute ein Bike-Sharing-Programm laufen. In Chicago wurde an einem neuralgischen Punkt eine große Fahrradzentrale mit Abstellplätzen, Umziehkabinen und Duschen für die Geschäftsleute gebaut. Dieses Bike Center boomt. In Wien baut man Tiefgaragen.

Es gibt Sharing für alles. Der Sharing-Markt von Buggies bis Bulldozers wird auf jährlich ca. 36 Mrd. Dollar geschätzt (Car-Sharing ca. 12,5 Mrd. Dollar). Betriebe mit ähnlichen Bedürfnissen können kooperieren oder auf die Idee kommen, einen Sharing-Markt hochzuziehen. Teilen entwickelt sich zur zeitgerechten Form des Konsumierens. Wird nicht geteilt (share), so wird weiterverkauft (second hand). Und wird nicht verkauft, so wird verschenkt. Immer noch besser, als Funktionstüchtiges wegzuwerfen. Freecycle, ein internationales Verschenk-Netzwerk, hat rund 2 Millionen Mitglieder, die sich gegenseitig beschenken. Die Güter kommen in jedem Fall von dort, wo sie brachlie-

gen, dorthin, wo sie gebraucht werden. Alles nur eine Frage der Organisation. Und des Tuns.

Vielleicht haben Sie ja etwas, was Sie teilen wollen – Gartengeräte, Computer oder diesen Artikel –, nur zu: leiten Sie ihn weiter!

Mit bestem Dank an Ira Mollay, die mich durch ihre Mutmacherei (www.mutmacherei.net) zu dieser Kolumne inspiriert hat und dabei tatkräftig mithilft. HK



Sommer, Zeit der Reife

Gaia ist der Name der personifizierten Erde. Veronika Lamprecht erzählt, was gerade in der Natur passiert und was das für uns bedeuten könnte.

Reifen lassen

Ab 21. Juni werden die Sonnenstunden langsam weniger, die Pflanzen dehnen sich nicht mehr in die Höhe aus, sondern in die Weite. Früchte werden reif, die Natur nährt sich selber in dieser Füllephase, die gleichzeitig den Rückzug einläutet.

Für uns könnte das bedeuten, dass nun Verantwortungsfreude, Verlässlichkeit und umsichtiges Handeln gefragt sind. Pralle Lust darf sich breitmachen, Gelassenheit, Genuss, Verführungen und Zurückweisungen ermöglichen, das Leben in seiner ganzen Fülle auszukosten, aus dem Vollen zu schöpfen, im Überfluss zu stehen.

Das Naturjahr läutet gewissermaßen eine Konsolidierungs- und Strukturierungsphase ein. Es gilt Verbesserungen von Prototypen und neue Produkten zu prüfen und Kurskorrekturen wahrzunehmen. Das Zeitmanagement will optimiert werden, um Menschen zu empoweren statt auszupowern.

Wenn wir lernen, die Dinge reifen lassen zu können, werden das Leben und das Arbeiten leicht gehen – wir agieren aus unserer Kraft – und die Projekte fallen uns wie „reifes Obst“ zu!

Es braucht Energie, die Dinge des Lebens, die Ideen anzupacken und umzusetzen. Zu erkennen, wie viel Arbeit, Kraft und Zeit ist gefordert. Einen klaren prüfenden Blick zu haben, wozu wir Ja und Nein sagen, wo Grenzen zu setzen sind und wofür es sich lohnt, die ganze Kraft zu geben.

Wer ist GAIA?

Gaia (oder Gea, manchmal auch Gäa) ist in der griechischen Mythologie die personifizierte Erde und eine der ersten Göttinnen. Sie ist die altgriechische Mutter- und Todesgöttin, eine, die das Leben bringt und nährt und auch wieder zurücknimmt. Damit es sich erneuern kann, wie die Natur es seit mehr als 3 Milliarden Jahren tut.

Veronika Lamprecht hat sich intensiv mit Mythologie und Bedeutung des Naturjahres auseinandergesetzt und ein Modell mit dem Titel „Management by Nature“ für das Geschäftsleben entwickelt.

<http://www.veronikalamprecht.com/>

